

„ENTZAUBERFLÖTE“

Roger Norrington und Marci-Arturo Marelli, 2000

Wien bot seinen Opernfreunden eine angeblich neue, aber erschreckend schlampig exekutierte "Zauberflöte".

Was die Staatsoper unter dem Titel „Zauberflöten“-Premiere anzubieten hatte, nahm sich wie Repertoiretheater aus. Zwar verzeichnete man einige bis zur parodistischen Überdeutlichkeit zwischen Pathos und Kabarett-Stil ausgefeilte Dialoge. Nicht zuletzt bei vielen unbeholfen wirkenden Abgängen der Figuren durfte man jedoch fragen, warum Regisseur Marelli bei der Inszenierung so inkonsequent vorgegangen ist.

Hätte diese Premiere 1990 stattgefunden, man hätte die insgesamt sterile, unsinnliche Atmosphäre, in der Marelli im Verein mit Kostümbildnerin Dagmar Niefind die „Zauberflöte“ angesiedelt hat, als eine Art Satyrspiel auf den Niedergang des Kommunismus verstehen können. Schon bei Papageno keine Spur von Lebenslust, nur Frust, Mißtrauen und Zynismus. Und bei Sarastros Eingeweihten machen sich die typischen Auflösungserscheinungen einer dekadenten Gesellschaft breit. Während der Erste Priester noch unhinterfragt von Pflicht und Gesetz referiert, ist sich der Zweite schon nicht sicher, ob er nicht lieber mit Papageno eine Flasche guten Weins den „Freuden der Eingeweihten“ vorziehen sollte. Zuletzt bricht im

Einheitswürfel des Bühnenbilds das System unter Freudentänzen vollständig zusammen.

So weit so scheinbar originell. Kein Wort davon, daß man auf diese Weise Mozarts Musik desavouiert, also offenbar den Intentionen des Komponisten zuwiderhandelt. Denn zum einen wirkt spätestens die jämmerliche Feuer- und Wasserprobe entlarvend: Pamina und Tamino verschwinden in einem grauen Betonkubus, in dem es einmal zischt und raucht, und aus dem das andere Mal ein wenig Wasser durch die Ritzen dringt. Das eigentliche Problem des Regieteams lautet also: Ihr Phantasiepotential kapituliert vor dem Reichtum, der Buntheit, der Vielschichtigkeit dieses Stückes.

Zum andern erklingt jedoch auch die Musik diesmal reduziert. Ganz abgesehen davon, daß man sich von einem Originalinstrumenten-Apostel wie Roger Norrington mehr energische Belebung des Stimmengeflechts erwartet hätte, überraschte auch die eindimensionale Tempowahl: Recht langsame Allegro-Sätze, zügig genommene Adagios nivellierten den Puls der Aufführung auf einen öden Einheitstakt.

Mag das noch diskutabel sein, auch wenn die Philharmoniker in der Regel im Repertoire Mozart lebendiger, spritziger, aber auch mit mehr Wärme musizieren, über die unzähligen Unebenheiten, rhythmischen Schnitzer und

Wackelkontakte mit der Szene kann man (nicht nur anlässlich einer Premiere) nicht streiten. Das war unterhalb des in der Wiener Oper zulässigen Standards angesiedelt. Wenn in Papagenos zweiter Arie ein und derselbe Einsatz in jeder der drei Strophen schiefgeht, dann ist das schlicht und einfach bedenklich.

Mag sein, daß deshalb die durchaus luxuriöse Besetzung nicht zur vollen Form auflief. Michael Schade hat schon differenziertere, vor allem im Lyrischen subtiler schattierte Taminos gesungen, und Natalie Dessay wirkte bei aller Sicherheit doch ein wenig gebremst in ihrem musikalischen Elan. Eric Halfvarson, ein Sarastro, der wirklich über alle Höhen und Tiefen seiner Rolle gebietet, litt sehr unter

Norringtons unflexiblen Dirigat, das ihm keine Zeit gab, die Stimme wirklich zur Entfaltung zu bringen. Ähnliches gilt für Juliane Banes Pamina, deren zarte Stimme sich in der g-Moll-Arie über einem irritierend unruhigen Puls, zuerst vorwärtsdrängend, dann ganz ermattend, zurechtfinden mußte und gewiß noch schöner aufblühen kann.

Franz Hawlata ist der neue Papageno. Sympathisch, zur Abwechslung bajuwarisch statt wienerisch getönt, vermählt sich sein Baß zuletzt erstaunlicherweise mit einem Mezzo: Katalin Halmai ist eine nette Papagena. Ordentlich der Monostatos von John Dickie und die Geharnischten (Michael Roider, Janusz Monarcha). Erschreckend

unharmonisch jedoch das Damen-Terzett (Ingrid Kaiserfeld, Stella Grigorian, Svetlana Serdar), blaß der Sprecher Peter Webers, dessen Auftritt, die zentrale Szene der Oper, musikalisch wie szenisch unterspielt wirkte - wie vieles an diesem Abend.

Auf verlorenem Posten hoch unter dem Würfeldach mußte der Chor Isis und Osiris besingen; rücksichtsloser kann man Sänger wohl kaum positionieren. Eine Premiere also, die viele Fragen auch im Hinblick auf das musikalische Konzept und die Einstudierungsarbeit offen ließ, aber beim Publikum durchwegs freundliche Aufnahme fand.

mehr

Sinkothek

Beckmessers Diarium

Operamania

Interpreten